

Er scheint  
wöchentlich einmal  
in  
Zürich (Schweiz).  
Verlag  
der  
Volksbuchhandlung  
Hottlingen-Zürich.  
Postsendungen  
franco gegen franco  
Geldliche Briefe  
nach der Schweiz fallen  
Doppelporto.

# Der Sozialdemokrat

## Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie.

Abonnements

werden bei allen Schweizerischen  
Postämtern, sowie beim Verlag  
und dessen bekannten Agenten  
entgegengenommen, und zwar zum  
voraus zahlbaren  
vierteljährlichen Preis von  
Fr. 2 — für die Schweiz (Kontant)  
Fr. 3 — für Deutschland (Kontant)  
Fr. 1.70 für Oesterreich (Kontant)  
Fr. 2.50 für alle übrigen Länder des  
Weltpostvereins (Kontant).

Inserate

die dreizehntägige Zeitzeile  
25 Gts. — 20 Pfg.

N. 51.

Donnerstag, 13. Dezember

1883.

Avis an die Abonnenten und Korrespondenten des „Sozialdemokrat.“

Da der „Sozialdemokrat“ sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich verboten ist, beim Verfolgt wird und die dortigen  
Verhältnisse sich alle Wände gehen, unsere Verbindungen nach jenen Ländern möglichst zu erweitern, resp. Briefe von dort an uns  
und unsere Zeitungs- und sonstigen Expeditionen nach dort abzusenden, so ist die künftige Fortsetzung im Ausland notwendig und  
diesem Zweck dienlich zu werden, die Briefmarken über den wahren Absender und Empfänger, sowie den Inhalt  
der Sendungen zu kürzen, und letztere dadurch zu schützen. Quasi-Postämtern ist hiezu einzurufen, daß unsere Freunde so schon

als möglich an den „Sozialdemokrat“, resp. dessen Verlag schriftl. abzugeben, sondern sich möglichst an irgend eine unbefugte  
Person außerhalb Deutschlands und Oesterreichs wenden, welche sich dann mit uns in Verbindung setzt; andererseits aber, daß  
auch uns möglichst unbefugte Postämterbriefen mitgeteilt werden. In zweifelhaften Fällen empfiehlt sich deßhalb größter  
Sicherheitsvorkehrungen. Gebiet an uns liegt, werden wir gewiß weiter Wege nach Außen suchen um trotz aller entgegen-  
stehenden Schwierigkeiten den „Sozialdemokrat“ unseren Abonnenten möglichst regelmäßig zu liefern.

### Einladung zum Abonnement.

„Der Sozialdemokrat.“

Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie.

erscheint wöchentlich einmal in Zürich.  
Auf dem **Wöchentlichen Kongress** zum offiziellen Organ der sozialistischen Arbeiterpartei  
Deutschlands erklärt, hat das Blatt eine Verbreitung gefunden, wie sie bei keiner  
Zeitung kaum erreicht worden war. Auf dem Kongress zu **Kopenhagen** konnte  
deshalb mit Genugthuung gesagt werden, daß die deutsche Sozialdemokratie in ihrem  
Organ die mächtigste Waffe gegen das über sie verhängte Verbot erlangt habe.  
Das **Wochenblatt** auf das Blatt ist durch dieses Verbot nicht verboten, sondern  
nur die Verbreitung, und so letztere haben sich fast allseitig energische und auf-  
opferungsbereite Genossen genug gefunden (und werden sich auch ferner finden), welche  
bereit sind, eventuell ihre Freiheit zu wagen, um unserer gerechten Sache dienlich zu  
sein — ebenso wie sie es auch bei dem Ausnahmefall gethan haben.  
Obwohl nun an den meisten Orten, wo der Sozialismus Boden gefunden, das Blatt  
eine durchaus befriedigende Abonnentenliste hat, so gibt es doch noch eine Reihe  
anderer, wo bedeutend mehr gelesen, aber nicht gelesen wird, und jenen eine weitere Anzahl, wo das  
Organ noch gar keinen Eingang gefunden.  
Es ist daher Pflicht jedes Genossen, für die weitere Verbreitung des Blattes un-  
ermüdet tätig zu sein und besonders dahin zu wirken, daß an solchen Orten endlich  
der Mann gefunden wird, der das Blatt für ihn geübte Beachtung findet.  
Ueber die Bezugsstellen des Blattes sind die Genossen im Allgemeinen un-  
terschiedlich; jedoch hinsichtlich können wir hier keine irgend-  
sondern es wählen sich die Genossen, welche hiezu sich zu erklären wünschen, an die  
bekanntesten Bezugsstellen im Ausland wenden.  
Das Abonnement beträgt pro Quartal in Zürich direkt aus der Schweiz pro Gegen-  
wart und Ausland **Fr. 1.20**, bei Zahlung in Deutschland **Fr. 1.50**. Die Zahlung  
kann per Einzahlung in Banknoten und Briefmarken oder per Postanweisung  
geschehen. Für solche Einzelbestellungen kann folgende Karte benutzt werden:  
**Leonhard Tauscher in Hottlingen (Kanton Zürich).**  
Bei Bezug von zehn Exemplaren an wird das Blatt franco für **Fr. 1.20** geliefert.  
Bezüglich anderer Bedingungen werden vorher beliebig genauere Mittheilungen  
gemacht und Bestimmungsmittel angegeben. Für diesen Zweck ist sofortige Mittheilung  
höchster Brief-Adressen hierher unerlässlich.  
Wohlan denn, Genossen und Freunde allerwärts, reißet den Samen- und Werber  
zur fortgesetzt ausdauernden Arbeit, zum andauernden Kampf, zum endlichen Siege!  
Mit sozialdemokratischem Gruß!  
Redaktion und Expedition des „Sozialdemokrat.“

### Nachruf.

Am 8. Dezember starb in Frankfurt a/M. nach längerem Leiden  
unser Genosse

**Rudolf Döll, Schriftsetzer,**

im Alter von noch nicht 32 Jahren. Döll war bei den Reichstags-  
wahlen von 1881 der Kandidat unserer Partei in Frankfurt a/M. und  
brachte es in der Stichwahl gegen **S. Sonnemann** bis auf 8100  
Stimmen. Unsere Frankfurter Genossen bereiteten ihm ein würdiges  
Begräbnis. Mehrere tausend Arbeiter, sämtliche mit rothen Abzeichen,  
Blumen und Schleifen, versahen dem Sarge. Genosse **Frohne**  
legte im Namen der Parteivertretung einen mächtigen Vorbeertrag auf  
das Grab des leider zu früh dahingegangenen Kämpfers.  
Eingehender Bericht in nächster Nummer.

### Nur zu, Erzellenz!

Also auch das allgemeine Stimmrecht soll dem Volke  
genommen werden!

Mittwoch den 5. und Donnerstag den 6. Dezember ds. Jb.  
beschäftigte sich das preussische Abgeordnetenhaus mit dem Antrag  
Stern. Der Mann, welcher dem Antrag seinen Namen gegeben  
hat, ist Chefredakteur der „Frankfurter Zeitung“, die sich gerne  
als Organ der Demokratie, und zwar der reinen Demokratie,  
ausgibt. Da es noch Leute gibt, welche an die Demokratie der  
„Frankfurter Zeitung“ glauben, so bildete sich um den Antrag  
des Redakteurs der „Frankfurter Zeitung“ eine demokratische  
Legende: der Zweck des Antrags, so hieß es, sei die Einführung  
des allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlrechts für  
die preussischen Landtags- und Gemeindevahlen. In der That haben  
die Urheber und Gläubigen dieser Legende hatten mit dem realpoli-  
tischen Opportunismus der „Frankfurter Zeitung“, ihres Eigen-  
thümers **Sonnemann** und ihres Chefredakteurs **Stern** nicht  
gerechnet. Der **Sonnemann** und seine „Frankfurter Zeitung“  
leisten seit Jahresfrist der preussischen Fortschrittspartei Decret-  
folge — wie hätte der Chefredakteur des **Sonnemann'schen**  
Organs einen Antrag einbringen können, welcher den Fortschritt-  
lern so unsympathisch sein mußte, ihre politischen Ziele so  
brüskt durchkreuzt hätte, wie ein Antrag auf Einführung des  
allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts für Land-  
tags- und Gemeindevahlen!

Wir wissen nicht, ob Herr Stern ursprünglich weitergehende  
Absichten gehabt hat — Thatsache ist, als nach vielem Gegacker  
das Antragsgeleit gegeben, ließ sich von allgemeinem, gleichem  
und direktem Wahlrecht nichts darin finden, nur etwas von ge-  
heimem Wahlrecht. Herr Stern beantragte, daß die Abstimmung  
für die Wahlen zum preussischen Landtag und zu den preussischen  
Gemeindevertretungen nicht mehr öffentlich, sondern geheim zu  
erfolgen habe, wie bei der Reichstagswahl.

In seiner — beiläufig überaus zahmen — Begründung führte  
Herr Stern aus, daß eine öffentliche Wahl keine freie Wahl  
sei, und es entspann sich eine Debatte, die manche charakteristische  
Momente zu Tage förderte. Auf die Einzelheiten haben wir hier  
nicht einzugehen; wer sie kennen will, der lese die Kammerberichte.  
Was uns die Feder in die Hand gegeben hat, sind die Erklä-  
rungen des Ministers des Innern, unseres alter Freundes  
**Pittkammer**, dessen Thätigkeit auf anderen Gebieten in  
diesem Blatt wiederholt beleuchtet worden sind.

Herr v. Pittkammer meinte, die geheime Abstimmung habe

sich bei dem Reichstagswahlmodus, auf den Herr Stern verwies,  
keineswegs bemährt, und es frage sich nicht, ob das  
Prinzip der Öffentlichkeit aus dem Wahlmodus für Landtags-  
und Gemeindevahlen entfernt, sondern vielmehr, ob es auch  
für die Reichstagswahlen eingeführt werden müsse.  
Die Ausdrücke des Herrn Pittkammer werden in den verschiedenen  
Berichten verschieden wiedergegeben — der Sinn sieht aber fest:  
die Reichsregierung, d. h. **Bismarck**, welcher nach Pittkammer's  
Gefändnis bei dem jetzigen Reichstagswahlverfahren seine Rech-  
nung nicht gefunden hat, denkt daran, die Abstimmung für die  
Reichstagswahl öffentlich zu machen. Die Selbstreueigkeiten,  
mit denen Herr Pittkammer diese Absicht „begründete“, entziehen  
sich vermöge ihrer bekannten (Pittkammer'schen) Qualität natürlich  
unserer Kritik. Sie haben nicht einmal das — allerdings höchst  
zweifelhafte — Verdienst, auf Pittkammer'schem Miste gewachsen  
zu sein; in England, wo die Aristokratie hartnäckig an der  
öffentlichen Abstimmung bei den Parlamentswahlen festhält, ist  
das Alles schon zehntausendmal gesagt und zehntausendmal als  
albern und erlogen widerlegt worden. Und wenn Herr Pittkammer  
meint, man müsse den „Bruder Wähler“ gegen die fort-  
schrittliche Beeinflussung schützen, und dies könne nur durch  
Einführung des — öffentlichen Votums geschehen, so ist  
das ein ungefähr ebenso gutes Argument, als wenn man jemand,  
der bei Wind und strömendem Regen unter seinem Regenschirm  
keinen vollständigen Schutz hat, anrufen wollte, um ganz trocken  
zu bleiben, solle er seinen Regenschirm zumachen. Das ist nicht  
einmal ein schlechter Witz, das ist krautjunkerliche Frechheit,  
getränkt mit krautjunkerlicher Dummheit.

Mit Recht sagt die *Germania*, gegen die Geheim-  
heit der Abstimmung gebe es überhaupt keine Gründe; wer die  
Unabhängigkeit und Freiheit der Wahl wolle, müsse nothgedrungen  
auch für die geheime Abstimmung sein. Und wer die geheime  
Abstimmung nicht wolle, der sei — welche Scheingründe er  
immer anführe — ein Gegner der freien und unabhängigen  
Wahlen.

Wohl ist es wahr, die Freiheit und Unabhängigkeit der Wahl  
wird nicht bloß durch die Regierungen und Behörden  
beschränkt und nach Kräften unterdrückt — auch die fort-  
schrittlichen und nichtfortschrittlichen Privatpersonen,  
die über Beeinflussungsmittel verfügen, leisten ein  
Erkledliches in Wahlbeeinflussung, ja Alles in Allem gewiß nicht  
weniger als die Behörden.

Eine absolute Garantie gegen politische und ökonomische Beeinflussung gibt es unter den heutigen Verhältnissen  
nicht; das Übergewicht der bestehenden und regierenden Klassen  
über die nichtbestehenden ist so groß, daß es auch durch die  
strengsten Gesetze nicht paralysirt, aufgehoben werden kann  
und bei den Wahlen zur Geltung kommen muß — umso mehr,  
da die nichtbestehenden Klassen, in Folge ihrer wirtschaf-  
lichen und politischen Abhängigkeit, durchschnittlich  
nicht diejenige Charakter- und Geistesbildung haben,  
welche allein gegen moralische Beeinflussungen zu feien geeignet  
ist. Immerhin kann nicht geleugnet werden, daß die Geheim-  
heit der Abstimmung bis zu einem gewissen Grade  
gegen Beeinflussung schützt, indem sie den Wähler in den Stand  
setzt, sein Votum zu verbergen.

Den Feinden der freien Wahl ist dies ist auch sehr wohl  
bekannt. Sonst würden sie nicht bei den Reichstagswahlen alle  
möglichen Kniffe und Piffe anwenden, um das verfassungsmäßige  
Wahlgeheimnis faktisch zu vernichten.

Und sonst würde Herr Pittkammer nicht, jetzt im Auftrage  
seines Prinzipals, die völlige Beseitigung der geheimen Stim-  
mabgabe bei den Reichstagswahlen als Regierungsprogramm hin-  
gestellt und auf die politische Tagesordnung gestellt haben. Denn  
dies ist der Fall; und die Versicherung des „nationalliberalen“  
Hobrecht, daß seine „Partei“ zwar gegen den Antrag Stern  
stimmen müsse, aber nie und nimmermehr für die Abschaffung  
des Wahlgeheimnisses bei Reichstagswahlen stimmen werde, ist  
ein gar schlechter Trost. Wäre es den Herren Nationalliberalen  
mit ihrer Liebe für das Wahlgeheimnis Ernst, so würden sie  
wahrhaftig nicht bei der Abstimmung über den Antrag Stern,  
wo es sich um die praktische Vethätigung dieser Liebe  
handelte, gegen den Gegenstand ihrer Liebe: das Wahlgeheim-  
nis gestimmt haben. Die Prinzipienfestigkeit der Herren Natio-  
nalliberalen ist überdies ja sprichwörtlich.

Genug — das von Herrn Pittkammer angekündigte Attentat  
auf das allgemeine Wahlrecht wird unzweifelhaft verübt  
werden, und das Schicksal des Antrags Stern, der mit ziemlicher  
Rechtlichkeit verworfen ward, zeigt, daß wir auf keine feste  
parlamentarische Mehrheit zur Vereitelung dieses Attentats rechnen  
können.

Die Vernichtung des Wahlgeheimnisses wäre die thatsäch-  
liche Vernichtung des allgemeinen Wahlrechts.  
Die große Mehrheit der Wähler würde dann gegen ihre Ueber-  
zeugung stimmen oder sich der Stimmabgabe enthalten müssen.  
Insbesondere für die Sozialdemokratie, gegen welche das Attentat  
in erster Linie gerichtet ist, hätte das allgemeine Wahlrecht dann

allen Werth verloren, und die Partei würde — unserer Ueber-  
zeugung nach — die weitere Vethätigung an den  
Wahlen ablehnen müssen!

Die deutsche Sozialdemokratie würde aufhören, parlamentarisch  
thätig zu sein, und ihre Taktik den Umständen gemäß  
zu ändern haben.

Wenn unser Pittkammer, nebst **Bismarck** und dessen sonstigen  
„Leuten“, es darauf ankommen lassen will — uns kann es  
gleich sein!

Unsere Sache ist es nicht, die dabei zu kurz kommen soll.  
Wenn die enterbten Klassen nicht mehr durch den Mund ihrer  
Vertreter ihre Stimme erheben können, so werden sie andere  
Mittel finden, ihren Beschwerden und Forderungen Ausdruck zu  
geben!

Wenn die Regierenden jedes Sicherheitsventil gegen elementare  
Eruptionen verschließen zu dürfen glauben, mögen sie es thun.  
Auf sie die Verantwortung!

Rur zu, Euer Durchlaucht, nur zu, Erzellenz! Ihr wollt die  
Stimme des Volkes nicht hören? Sei's drum! Versucht Eure  
Künste! Aber damit Ihr nicht sagen könnt, Ihr wißt nicht, was  
Ihr thut, wollen wir doch nicht unterlassen, Euch als „gutes  
Wort“ zu Euren „guten Wert“ ein Sprichwort mit auf den  
Weg zu geben. Es klingt etwas hausbacken, aber es hat sich  
auch noch stets bewährt. Es lautet:

„Wer nicht hören will, muß fühlen!“

Rur zu, Erzellenz!

### Briefe aus Rußland.

(Originalkorrespondenz des „Sozialdemokrat.“)

I.

Am 4/16. November 1883.

Die Ruhe, welche jetzt in Rußland angeblich herrscht, ist nur eine  
scheinbare. In Wirklichkeit wird der revolutionäre Kampf mit noch ge-  
steigerter Energie fortgesetzt. Während einerseits die Sozialisten ihre  
geschwächten Kräfte wieder zu stärken suchen, um dem längstgerichteten  
Despotismus den — hoffentlich — letzten Schlag zu versetzen, fühlen auf  
der anderen Seite die Machthabenden das Unsichere ihrer Lage, erkennen  
sie, daß sie einem schrecklichen Abgrunde zuströmen, der sie verschlingen  
wird, und greifen darum naturgemäß zu Maßregeln, deren Greuel erst  
die spätere Geschichte aufdecken wird, auf die aber jetzt unsere Regierung  
all' ihre Hoffnung setzt. Was Grausamkeit anbetriefft, so hat man bei  
uns darin eine Virtuosität erreicht, die fast beispiellos in der Geschichte  
aller Länder dasteht. Daß ich nicht übertreibe, werden Sie aus den  
weiterfolgenden Zeilen ersehen.

Früher pflegte man doch die politischen Verbrecher einem Gerichte zu  
übergeben, und wenn dies auch nichts als eine alberne Komödie war,  
so bewies sie doch, daß die Regierung sich ein wenig genirte, Leute so  
frei ohne jede Zeremonie zu tödten oder zu verbannen; jetzt aber ist  
sie so haar jeder Rücksicht, daß nicht einmal diese dumme Komödie  
beobachtet wird. Auch früher wurden Tausende und Abertausende auf  
administrativem Wege nach Sibirien verschickt, doch wußten wenigstens  
deren Eltern oder Verwandte, wo ihre Angehörigen sich befinden und  
wie es mit ihnen steht — jetzt aber werden Söhne ihren Eltern, Brüder  
ihren Schwestern, Väter und Mütter ihren Familien entrisen, ohne daß  
man weiß, wo sie hinkommen. Spurlos verschwinden sie, und kein Mensch  
weiß, warum und wohin!

Ist das möglich? wird vielleicht ein optimistischer Leser fragen. Das  
ist ja unmenschlich! — Unmenschlich! Wer spricht hierzulande noch von  
Menschlichkeit? Wißt Ihr denn nicht, daß die Worte: Menschlichkeit und  
Bereitschaft in Rußland leerer Schall geworden sind? Wie sollen wir  
an menschliche Gesetze appelliren, wenn die juristischen Gesetze, die von  
den Herrschenden selbst zur Beschützung ihrer Ordnung geschaffen wor-  
den sind, mit Füßen getreten werden! In Rußland gibt es kein Gesetz,  
keine Gerechtigkeit, und wer sie hier sucht und zu finden glaubt, ist ein  
bedauernswerther Narr! In Rußland gibt es nur eine rohe, grausame  
Gewalt, der man ebenfalls Gewalt entgegenzusetzen muß, wenn man etwas  
erreichen will. Kein anderer Weg, keine nutzlosen Illusionen! Die Ge-  
schichte der letzten Jahre hat es zu gut bewiesen. . . .

Es ist Euch, Freunde, wahrscheinlich nicht entgangen, daß in der Taktik  
unserer Regierung eine Aenderung eingetreten ist: ein halbes Jahr schon  
hört man von keinen politischen Prozessen, von keinen administrativen  
Beschützungen mehr. Das könnte einen Leichtgläubigen glauben machen,  
der Nihilismus sei völlig ausgerottet, und diese Wirkung wird auch von  
den Despoten bezweckt. Die faule Gesellschaft soll durch äußerliche Ruhe  
irreführt werden, während man im Geheimen Dinge verübt, vor denen  
ein Torquemada zurückgeschreckt wäre. Aber ihr Ziel erreicht die Regie-  
rung doch nicht. So viel sie auch schreien mag, der Nihilismus sei ver-  
nichtet, zermalmt — die Sozialisten leben doch, ihre Reihen werden immer  
wieder ergänzt, und immer wieder verführen sie der Welt die Wahrheit.  
So wollen jetzt die Fenster noch einen Justizmord an den bei der Ent-  
deckung der geheimen Drucker in Odesa Verhafteten verüben; die  
Leute werden keinen Bericht übergeben, sondern werden angeblich auf  
administrativem Wege verbannt, in der That aber weiß kein Mensch,  
was man mit ihnen vorhat. Wenigstens weiß Niemand, wo **Georg  
Giewski**, **Leonora Switjtsch u. A.** hingerommen sind.

Das ist also die jetzige Taktik der russischen Tyrannei: äußerlich mild  
und ruhig zu verfahren, im Geheimen aber ihre bisherige Grausamkeit  
noch zu überbieten.

Ich werde Ihnen in späteren Briefen über dieses Thema Dinge zu  
erzählen haben, über die Sie schaudern werden. Jetzt aber will ich Ihnen  
in Kurzem den Inhalt eines Briefes mittheilen, der aus der Peter

Pauls-Festung geschrieben (im Juni 1882) und von der Druckerei der „Karobnaja Wolja“ am 2. September 1883 abgedruckt worden ist. Der Brief trägt den Titel: „Von den Toten an die Lebendigen“ und theilt Thatfachen mit, die zum Himmel schreien und gebieterisch Rache fordern.

Hören Sie, was diese Lebendigbegrabenen uns schreiben: „Festgefettet in den kaiserlichen Kasematten, mit Gewalt aus der Welt der Arbeit und des Kampfes herausgerissen, sind wir mit Geist und Seele bei Euch, unseren jungen Brüdern. In der Einsamkeit und Stille der ermüdend langen Nächte versehen wir uns im Geiste aus diesen nassen, kalten Wänden dorthin, wo das Leben pulsirt, wo das Blut fließt, wo mit beispiellosem Muth opferwillige Leute mit fester Hand den wüthenden Despotismus untergraben. Unser Vaterland durchlebt jetzt ein erhabenes Stück Geschichte. . . . Wir sehen uns am Morgen eines großen Kampfes auf Leben und Tod. Die Regierung fühlt das und strengt ihre letzten Kräfte an, um die herannahende Revolution zu ersticken; sie ist so von der Angst überwältigt, daß sie über der polizeilich-henkerischen alle andern Staatsfunktionen vergessen hat, und in dieser Funktion begnügt sie sich nicht mehr mit den Traditionen des alten Spießbüchens, sie scheut sich nicht, dem Sohn des faulenden Westens, dem Dezemberhelden, nachzuahmen.

„Allein selbst Napoleon ging in seiner Unverschämtheit nicht so weit, das ganze Land, alle Bürger zur Spionage aufzurufen. Dazu war er zu klug, er begriff, daß die Schmach, die ein solcher Kufruf enthält, auch die Klugheit empören, auch in die Herzen der Knechte einen Funken von Unzufriedenheit werfen muß. Die tausendjährigen schmachvollen Zustände in unserer Heimath mußten notwendigerweise Ariechelei und Knechtseligkeit erzeugen. Finsterniß und Dreck ist die Sphäre dieser Kriechthiere.

„Indes sie begnügen sich nicht mit ihrem Element, sondern kriechen aus demselben heraus und schleichen sich in das gesellschaftliche Leben ein: in die Hörsäle der Studenten, in die Literatur, in die Kirche, selbst in den engen Familienkreis — überall, wo sie Beute spüren. Wie ungenügend sie mit menschlichem Blute und Thränen handeln! „Mein und Louisdors — das ist das Wesen einer solchen Politik“, sagte Viktor Hugo von Napoleon III., und wir fügen hinzu, daß es das Wesen einer jeden Regierung, welche ahnt, daß ihre Tage gezählt sind, ist, daß sie sich nur auf korrumpirte Niedertracht stützen kann. Und so haben wir auch unsere „weißen Blousen“.

„Allein auch damit begnügte sich unsere Regierung nicht; und im Besitz von einer Million Soldaten, von hunderttausend Espionen, ging sie zu einer beispiellosen Niedertracht über, indem sie geheime Gesellschaften, wie die „heilige Liga“, gründete, deren Ziel darin bestand, durch Bestechung und geheimen Mord der Polizei in ihrer Haß gegen alles Redliche zu helfen. Nichts kennzeichnet so die Regierung in ihrer ganzen Schwäche und Niedertracht, wie gerade diese Thatfache. Umgeben von Polyzisten, Soldaten, Denfern, Kerlern, Galgen und drakonischen Gesetzen, erklärt sie sich offen für bestimt, indem sie eine solche „heilige Liga“ bildet und so selbst zum illegalen Mord schreitet. Vom illegalen Mord ist ja nur noch ein Schritt zur Folter, und auch das haben wir erlebt. Von den Erfahrungen der Geschichte belehrt, wissen es unsere Inquisitoren, daß grobe physische Martern, diese ganz besonderen „chirurgischen Operationen“, leichter zu ertragen sind als moralische Qualen, und in dieser letzteren Methode haben sie das Ungewöhnliche, das Grausamste erreicht, so daß ihre niederträchtigen Prozeduren leider manchmal von Erfolg waren.

„Diese Foltern sind sehr mannichfaltig und immer den individuellen Eigentümlichkeiten jedes Opfers angepaßt. Wenn sie z. B. wissen, daß der Eingekerkerte seinen Vater oder seine Mutter, sowie Schwestern oder seinen Bruder besonders liebt, so wird ihm mit dem Schicksal seines Lieblings gedroht, wenn er nicht „offenherzig“ sein werde. Einem Andern wird Mißtrauen oder Wuth gegen die Partei eingesöft, indem man ihm zu beweisen sucht, die Partei habe ihn als blindes Werkzeug durch Lüge, List, beinahe mit Gewalt in sein Verderben geführt. Andere, die noch jung und unerfahren sind, werden durch Drohungen und Einsperren in einsame dunkle Zellen gemartert.

„Wenn Ihr Euch, werthe Brüder, dazu noch unsere physischen Qualen denkt: Beständiger Hunger, nasse, stinkende Kerkerluft und schlechte Kleidung, was alles nothwendig eine Schwächung des ganzen Organismus zur Folge hat — Qualen, welche in der letzten Zeit zu einem System geworden sind, und wobei diejenigen, die kein Geld haben, im Verlauf von einem Jahre unbedingt sterben müssen, wenn Ihr Euch das Alles denkt, so werdet Ihr verstehen, wie groß die moralische Stärke eines Menschen sein muß, um ruhig dem langsam herannahenden Tode ins Auge zu schauen, einem einsamen Tode in den Mauern der Kasematten!

„Aber ehe der Tod sich unserer erbarmet, haben wir eine ganze Reihe von verschiedenen Martern zu erdulden: Grobheit der Kerkermeister, Drohungen, Beschimpfungen, sogar Schläge und dann das schlimmste — den Kerker. Für den geringsten Verstoß, an die Wand zu klopfen, sperrt man uns wochenlang in ein mikroskopisches Zimmer ohne Luft und Möbel, bei Wasser und Brod, wobei man uns im Winter auf dem steinernen Boden ohne Stroh und Decke frieren läßt. Wie kann man da an Schläfen denken? Wenn aber der Kasserer will, so setzt er auch das „Fieberhemd“ in Betrieb, durch welches der oder die Unglückliche auf einem nackten eisernen Bett gekreuzigt wird — eine Operation, die stets einen unbeschreiblichen Schmerz in allen Gliedern, dann allgemeine Empfindungslosigkeit und oft tiefe Ohnmacht zur Folge hat. Diese letzte Art der Folter wird hauptsächlich den Frauen als schwächsten und widerstandsunfähigsten Geschöpfen zu Theil.

„Wenn sie ihr gekreuzigtes Opfer betrachten, höhnen sie es mit zynischen Gemeinheiten über seine Hilflosigkeit: „Ihr seid jetzt alle in meiner Hand, ich kann mit Euch machen, was mir nur einfällt, und Niemand wird es erfahren.“ Ueberhaupt, wenn die Lage der politischen Gefangenen eine schlimme ist, so ist die Lage der Frauen noch schrecklicher; sie befinden sich nicht in einem Kerker, sondern in einer Kaserne. Sie können sich weder anziehen, noch die Wäsche wechseln, denn immer sind sie den schamlosen zynischen Blicken und manchmal auch groben Scherzen der Soldaten und Gensdarmen ausgesetzt. Solche Umstände sind die schlimmsten Martern, und ihnen haben wir es zu verdanken, daß unter den Frauen, trotz ihrer Kinderheit, die Sterbefälle, das Verfallen in Wahnsinn, viel häufiger sind. Da habt Ihr ein schwaches Bild von unseren Kerkerleiden!

„Aber das ist bei Weitem nicht Alles. Die eigenen Leiden sind noch zu ertragen; aber gibt es ein schmerzlicheres Gefühl, als zu wissen, daß in der Nähe Deine Freunde schmachten und Du sie nicht nur nicht sehen, sondern nicht einmal erfahren kannst, ob sie leben oder nicht? Unsere Henker kennen den schrecklichen Einfluß dieses Gefühls gut und gebrauchen ihn als ein Mittel der Folter. Es ist jede Gelegenheit genommen, mit der Außenwelt in irgend welche Beziehungen zu treten, wir haben keine Bücher, kein Papier, keinen Bleistift. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß in der Festung keine, auch noch so miserablen Werkzeuge vorhanden sind, uns also absolut keine Arbeit gewährt wird — so wird das Bild der modernen Inquisition deutlich genug erscheinen.

„Laßt uns also die düsteren Gänge dieses schauerhaften Wohnsitzes durchschreiten, um uns die Früchte dieses schändlichen Systems anzuschauen. Hier habt Ihr vor Euch ein schwangeres Weib; mager, blaß, verhungert, mit zitternden Händen und fieberndem Gesicht, steht sie ihre Henker: „Laßt mich wenigstens eine Minute in Ruhe, oder ermordet mich lieber“ — aber nein, das ist es nicht, was die Wärter wollen; tödlich wäre zu großmüthig. Und so sitzen in ihrer Zelle Tag und Nacht zwei Gensdarmen; auch während des Gebiraktes verlassen sie das Zimmer nicht. . . . Es wird ein Kind geboren. Zum ersten Male in diesen langen traurigen Tagen erblickt ein Lächeln ihr mageres Antlitz: das Kind lebt. Mit leidenschaftlicher Liebe drückt sie es an ihre Brust und vergißt in diesem Augenblick alle erlittenen Qualen. Allein dies Glück dauert nicht lange. Eines Morgens kommen die Henker und nehmen aus den schmalen Händen des Weibes ihren einzigen Trost. . . . Weber Bitten noch Flüche konnten sie an ihrem Verbrechen hindern. Das Kind wird heimlich weggeführt und wahrscheinlich dahin spedirt, wo es keine Thränen, keine Seufzer gibt. Sie aber liegt in schrecklichen Fiebern und steht um ihr Kind. Endlich erbarmt sich der Tod dieser Märtyrerin und nimmt ihre buldende Seele zu sich. Das ist das traurige Ende der vielgeprüften Heile Heilmann!

„Lassen wir den Vorhang über dieses Grab fallen und schauen wir noch in eine Zelle hinein. Auf einem schmalen Kerkerbett liegt ein junges Mädchen. Ihr blondes Haar ist in Unordnung auf dem Kissen zerstreut, die mit Blut erfüllten Augen schauen wirr umher, und die jarten Hände sind fest mit den Kerkeln des Fieberhemdes an die Leisten des Bettes gebunden. Sie kann nicht mehr schlafen, nicht mehr sprechen, und die graulamen Wächter schauen kaltsblütig auf dieses Bild. Das ist Elisabeth Clowennikow, welche wahnsinnig wurde, weil sie die Anwesenheit der Gensdarmen in ihrer Zelle nicht zu ertragen im Stande war.

„Hier ist noch eine Kammer, schauen wir hinein. Wieder ein Kerkerbett und ein Jüngling darauf. Sein Gesicht strappirt durch den durchsichtige blauen Teint; die Lippen sind verkrampft; er hat offenbar Durst; aber er hat nicht die Ehre, ein wichtiger Staatsverbrecher zu sein, darum sind in seiner Zelle keine Gensdarmen vorhanden und Niemand kann dem Sterbenden einen Schluck Wasser geben, um seine brennenden Lippen zu kühlen. . . . Doch genug. Es ist nicht möglich, alle diese schrecklichen Bilder aufzuzählen!

Ton und Haltung, und heute sehen wir es bemüht, seine ökonomische und politische Herrschaft auf die Religion zu stützen. Im 15. und 16. Jahrhundert hatte es fröhlich die Uebersetzungen des Heidenthums aufgegriffen und das Fleisch und dessen Leidenschaften, diesen „Grauel“ in den Augen der christlichen Moral, verherrlicht, heute dagegen, wo es in Reichthum und Genüssen aller Art fast erstarrt, will es von den Lehren seiner Denker, der Aabelais und Diderot, der Lessing und Goethe, nichts wissen und predigt den Lohnarbeitern die Lehre von der Enthaltensamkeit. Die kapitalistische Moral, eine jämmerliche Kopie der christlichen Moral, belegt das Fleisch des Arbeiters mit einem feierlichen Bannfluch, ihr Ideal besteht darin, die Bedürfnisse der Produzenten auf das geringste Minimum zu reduciren, seine Genüsse und seine Leidenschaften zu ersticken und ihn zur Rolle einer Maschine zu verurtheilen, aus der man ohne Raß und ohne Dank Arbeit nach Belieben herauszwingt.

Die revolutionären Sozialisten sind somit vor die Aufgabe gestellt, den Kampf, den einst die Philosophen und Satiriker des Bürgertums gekämpft, wieder aufzunehmen; sie haben wider die Moral und die Soziallehren des Kapitalismus Sturm zu lauten und in den Köpfen der zur Aktion berufenen Klasse die Borurtheile auszuwurzeln, welche die herrschende Klasse gesät hat; sie haben allen Moralitätsbeugnern gegenüber zu verkünden, daß die Erde aufhören wird, das Thal der Thränen für die Arbeiter zu sein, daß in der kommunistischen Gesellschaft, die wir errichten werden — „wenn es geht, friedlich, wenn nicht, mit Gewalt“ — die menschlichen Leidenschaften freien Spielraum haben werden, da alle, wie bereits Descartes sagte, „von Natur aus gut sind, wir nur ihren falschen und übermäßigen Gebrauch zu vermeiden haben.“ Und das wird nur durch das freie Gegenpiel der Leidenschaften und die harmonische Entwicklung des menschlichen Organismus erreicht, „denn“, sagt Dr. Beddoe, „erst wenn eine Rasse das Maximum ihrer physischen Entwicklung erreicht, erreicht sie auch den höchsten Grad von moralischer Kraft und Energie.“ Das war auch die Meinung des großen Naturforschers Charles Darwin.\*)

### I. Ein verderbliches Dogma.

Eine seltsame Sucht beherrscht die Arbeiterklasse in den Ländern, in denen die kapitalistische Zivilisation herrscht, eine Sucht, die das in der modernen Gesellschaft herrschend Einzel- und Waisenthum zur Folge hat. Es ist dies die Liebe zur Arbeit, die rasende, bis zur Erschöpfung der Individuen und ihrer Nachkommenschaft gehende Arbeitsucht. Statt gegen diese geistige Verirrung anzukämpfen, haben die Priester, die Defonomisten und die Moralisten die Arbeit heiliggesprochen. Blinde und beschränkte Menschen, haben sie weiser sein wollen als ihr Gott; schwache und unmündige Geschöpfe haben sie das, was ihr Gott verflucht hat, wiederum zu Ehren zu bringen gesucht. Ich, der ich weder Christ, noch

Aber wo in diesem Reiche der Todten ertönt eine Kinderstimme? Das ist aus der Kammer der Jakimowa. Als sie ein Kind geboren hatte, so erklärte sie, den zu erdrosseln, bis es anrühren werde. Und man ließ es ihr. Sie rettete es vor den Händen der Henker, aber sie kann es nicht vom Hungertode retten. . . .

## Sozialpolitische Rundschau.

Zürich, 12. Dezember.

— Das „Ereigniß“ des Tages ist die Reise Frichens nach Rom. Nicht etwa deshalb, weil der Besuch beim Papst den Gang nach Konstantinopel in bester Form bedeutet — der ist ja längst angetreten — sondern weil Frichens es gewagt hat, allerdings weit ab vom Schuß, will sagen von Friedrichsruhe, des allmächtigen Kanzlers Jirkele durchzukreuzen. Eine jämmerlichere Blöße, als sich die Bismarckschen Offiziere beim Eintreffen des von Frichens ausgehenden Telegramms, worin mit dürren Worten der Reiseplan mitgetheilt wird, gegeben haben, ist noch kaum dagewesen. Anfangs versuchten sie rundweg die Nichtigkeit der Nachricht, welche ihrem Herrn und Meister so unbequem kam, abzuleugnen, dann lenkten sie „mit Vorbehalt“ ein, und jetzt wollen sie der Welt weismachen, daß der Kanzler vorher um die Reise gewußt. Daß Frichens nach Rom gehen will, mag er gewußt haben, aber das ist, wie gesagt, sehr unwesentlich, der Hauptwirth liegt darin, daß Frichens absichtlich zu früh seinen Besuch ankündigte und dadurch der inneren Politik Bismarcks ein Bein stellte.

Für uns hat die Sache übrigens nur ein symptomatisches Interesse. Wir wissen längst, daß es die Furcht vor dem Volk, „dem großen Räuber“, ist, weshalb der „Kulturfriede“ so eifrig betrieben wird. „Die Religion muß dem Volke erhalten werden“. Höchst beiläufig hat es uns jedoch, in der kronprinzianbelandenden „Volkszeitung“ als neueste „Enthüllung“ die Kunde zu lesen, daß „unser Fritz“ es war, der schon 1878 unter diesem Motto die Verhandlungen mit Rom einleitete. Das wäre ja eine reizende Erklärung der famosen Enzyklika Leo's XIII. wider den Sozialismus!

Also aus dem Loch pfeift Du, alter Knabe? Ohne Leo XIII. wäre allerdings die famose Fürstenverschwörung gegen die rebellischen Völker nicht vollständig. Mit ihm stellt sie eine vortreffliche Renaufgabe der heiligen Allianz dar. Immerhin. Auch eine gründlich verbesserte Renaufgabe der Antwort der Völker wird nicht ausbleiben!

— Fortschrittlich-demokratische Staatskunst. Die „Frankfurter Zeitung“ ist ganz außer sich vor Wonne über den glänzenden Erfolg des „Antrages Stern“. Es wäre wirklich zum Lachen, wenn es nicht gar so traurig wäre, über einen Erfolg jubeln zu hören, der darin besteht, daß man sich wieder einmal durch einen unverschämten preussischen Junker in die Defensivose hat jagen lassen. Nach der staatsmännischen Weisheit der Frankfurterin muß es in Zukunft nicht mehr heißen, die beste Form der Vertheidigung ist der Angriff, sondern die beste Form des Angriffs ist die Defensivose. Eine schöne Taktik, fürwahr! Schritt für Schritt hat der Liberalismus in Deutschland mit ihr Terrain eingebüßt, und die volksparteiliche „Demokratie“, die einst so trefflich über die rückgratlose Politik der Nationalliberalen zu wipeln verstand — Niemand feiner als Herr Stern — sie macht ihm jetzt das Kunststück mit dem Eifer eines Reubeckerten nach. Die Laßter einst für die Justizgesetze, um den „Kern“ zu retten, so stimmte Sonnemann neuerdings für das Krankentassengesetz; und Alles, was an Tadel und Hohn Sonnemann seinerzeit gegen Laßter geschrieben, paßt auf seine Abstimmung, wie Alles, was er jetzt zu Gunsten derselben vorbringt, von Laßter für dessen damaliges Verhalten angeführt werden kann. Noch schlimmer steht es jedoch mit dem „Antrag Stern“.

Mit ihm, dies muß konstattirt werden, verließ Herr Stern von vornherein den demokratischen Boden. Das Dreiklassenwahlrecht ist so durch und durch un-demokratisch, daß jeder Versuch, es durch eine „Reform“, die sein Wesen nicht trifft, die es nur für gewisse Schichten der Bevölkerung akzeptabler gestalten und dadurch seine Dauer verlängern will, zu konserviren, — daß ein jeder solcher Versuch für einen aufrichtigen Demokraten unannehmbar sein muß. Was wäre z. B. die Folge der Annahme des Antrages Stern durch Abgeordneten, Herrenhaus und Regierung gewesen? Das miserabelste aller Wahlgesetze hätte ein freisinniges Mäntelchen erhalten, der allgemeine Willkür gegen dasselbe wäre geschwächt, nicht gestärkt worden; und

Defonomist, noch Moralist zu sein behauptete, ich appellirte von ihrem Spruch an den ihres Gottes, von den Vorschriften ihrer religiösen, ökonomischen oder freidenkerischen Moral an die schauerlichen Konsequenzen der Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaft.

In der kapitalistischen Gesellschaft ist die Arbeit die Ursache des geistigen Verkommens und körperlicher Verunstaltung. Man vergleiche die von einer ganzen Schaar zweihändiger Knechte bedienten Wohlblutsperde in den Ställen eines Rothschild oder Stollberg mit den schwerfälligen normannischen oder pommerischen Götzen, welche das Land beackern, den Rindern ziehen und die Ernte einfahren müssen! Man betrachte den stolzen Widlen, wenn ihn die Riffonäre des Handels und die Handlungskreisenden in Glaubensartigkeit noch nicht durch Christenthum, Synchit und das Dogma von der Arbeit korrumpirt haben, und dann vergleiche man mit ihnen unsere abgeroderten Maschinenklaven!

Es sind die europäischen Forscher ganz betroffen vor der körperlichen Schönheit und der stolzen Haltung der Angehörigen primitiver Völkerschichten, welche noch nicht von dem „vergifteten Hauch der Zivilisation“, um mit dem Dichter zu reden, befallen sind. Von den Ureinwohnern der australischen Inseln schreibt Lord George Campbell: „Rein Voll der Welt strappirt mehr im ersten Augenblick. Ihre ebene und kupferfarbene schimmernde Haut, ihr gelocktes vergoldetes Haar, ihre schöne und anmuthige Figur, mit einem Wort ihre ganze Persönlichkeit stellte ein neues und glänzendes Muster der Gattung Mensch dar; ihre physische Erscheinung machte den Eindruck einer der unserigen überlegenen Rasse.“ Mit derselben Bewunderung betrachteten die Zivilisirten des alten Rom, ein Cäsar und Tacitus, die Germanen der kommunistischen Stämme, die in das römische Reich eindringen. Gleich Tacitus stellte Salsian, der „Lehrer der Bischöfe“, im 5. Jahrhundert den Zivilisirten und Christen die Barbaren als Muster hin: „Wir sind unzüchtig inmitten von Barbaren, die kühner sind als wir. Mehr noch; die Barbaren nehmen an unserer Unzüchtigkeit Anstoß. Die Goten dulden keinen Wüthling ihres Stammes unter sich; nur die Römer in ihrer Mitte haben Dank dem traurigen Privilegium ihres Namens und ihrer Rationalität das Recht, unrein zu sein. (Die Fäberastie war damals bei den Christen stark in Mode.)

— Die Unterbrücken gehen zu den Barbaren, Menschlichkeit und Schutz zu suchen.“ (De-gubernations Del.) Die alte Zivilisation und das aufstrebende Christenthum korrumpirten die Barbaren der alten Welt gerade so, wie das altersschwache Christenthum und die moderne kapitalistische Zivilisation die Wilden der neuen Welt korrumpiren.

Der auch in Deutschland bekannte katholische Schriftsteller, Herr F. de Flay, dessen Beobachtungstalent man anerkennen muß, selbst wenn man seine mit philanthropischem und christlichem Aroudhonismus versehten soziologischen Schlüsse verwirft, sagt in seinem Buch: „Die europäischen Arbeiter“ (1855): „Der Hung der Baschkiren zur Faulheit die Baschkiren sind halbnomadische Hirten im Ural, die mit dem Romabendenleben verbundene Ruhe, die Gewohnheit des Nachdenkens, welche dieselben bei den besserbegabten Individuen hervorruft, haben bei diesen oft eine Feinheit der Charakteren, eine Schärfe von Intelligenz und Urtheil zur Folge, wie man sie in einer höheren Zivilisation auf dem gleichen sozialen Niveau selten findet. . . . Was ihnen am meisten zuwider ist, sind die Ackerarbeiten; sie thun eher alles Andere, als daß sie

## Feuilleton.

### Das Recht auf Faulheit.\*)

Widerlegung des Rechtes auf Arbeit.

(Aus dem Französischen.)

Vorwort des Verfassers.

In der Kommission über den Elementarunterricht sagte Herr Thiers im Jahre 1849: „Ich will den Einfluß des Alerus zu einem allgemeinen machen, weil ich auf ihn rechne in der Verbreitung jener gesunden Philosophie, die dem Menschen lehrt, daß er hier ist, um zu leiden, und nicht jener anderen Philosophie, die im Gegentheil zum Menschen sagt: Genieße!“ Herr Thiers formulirte damit die Moral der Bourgeoisie, deren brutalen Egoismus und deren engherzige Denkart er in sich verkörperte.

Als das Bürgerthum noch gegen den von der Geistlichkeit unterstützten Adel ankämpfte, pflanzte es das Banner der freien Forschung und des Atheismus auf; kaum aber hatte es sein Ziel erreicht, so änderte es

\*) Wir beginnen hie mit den vollständigen, wenn auch nicht genau wörtlichen Abdruck der bereits früher von uns besprochenen geistreichen Abhandlung Paul Lafargue's über das „Recht auf Faulheit“. Im Einverständnis mit dem Verfasser haben wir uns bei der Uebersetzung einige Aenderungen erlaubt, aber nur insoweit, daß wir Anspielungen etc., die für deutsche Leser unverständlich sind und nicht unbedingt zum Thema gehören, fortgelassen, dagegen hier und da auf deutsche Verhältnisse passende Einschaltungen vorgenommen haben. Auch haben wir der besseren Uebersicht halber die einzelnen Kapitel mit Ueberschriften versehen. So denken wir uns den Dank unserer Leser dadurch zu verdienen, daß wir sie mit einer Schrift bekannt machen, welche mit ihrem beizehenden Sarkasmus, mit ihrer rücksichtslosen Offenheit vortrefflich geeignet ist, mit Vorurtheilen, die sich bis in unsere Reihen eingeschlichen haben, tüchtig kehren zu machen. Die Wiedermeierei, die in Deutschland das große Wort führt und über die „Fruivolität“ eines Theile augenverdrechend zerkert, darf in unserer Partei keinen Widerhall finden. Mehr als je müssen wir vielmehr gegen Scheinheiligkeit und Duckmäuserthum ankämpfen und uns vor Allem daran gewöhnen, offen auszusprechen, was wir für recht halten, und unbesungen zu prüfen, was neu an uns herantritt.

Unbesungen prüfen, das ist es auch, was wir den Lesern in Bezug auf die Lafargue'sche Schrift empfehlen. Nicht aus politischen Gründen bringen wir sie zum Abdruck — wenn wir polemischen, so thun wir dies offen und ohne Rückhalt — sondern ihrer unübertrefflichen Borzüge wegen. Sie enthält in knappster Form eine Fülle von anregenden Gedanken, sowie von beweiskräftigem Material für unsere Sache, so daß sie selbst Der mit Frucht lesen wird, dem ihre „Moral“ oder „Immoral“ wie man's eben nehmen will — doch einige „Bedanken“ erragt.

\*) Memoirs of anthropological Society.

\*\*) Die Abstammung des Menschen.

wenn Bismarck sein bischen Rutterwitz, das er früher besaß, nicht ganz verloren hätte — er hätte der Sache der Demokratie keinen schlimmeren Streich spielen können als indem er den Antrag Stern annahm. Durch seinen plumpen Angriff hat er Herrn Stern eine große Blamage erspart, und der Demokratie, der echten, wirklichen, wider Willen einen vortheilhaften Dienst geleistet.

Wenn auch von ganz anderen Gesichtspunkten aus, sind wir diesmal doch mit Herrn Stern einverstanden, daß es bei dem preussischen Wahlsystem „nicht bloß auf den Wahlmodus der Stimmabgabe ankommt, sondern ebenso auf Jenseits, ebenso auf die Klasseneinteilung der Wähler, ebenso auf direkte oder indirekte Wahlen, ebenso auf Distrikte oder nicht Distrikte“, zc. zc., und bevor Puttkamer der Abstimmung einen ganz anderen Charakter aufdrückte, hätten wir deshalb mit Stern gegen den Antrag Stern gestimmt. Aus Opportunitätsgründen. Wir halten es nämlich nicht für opportun, das Ross am Schwanz aufzuwäumen.

Was ist denn nun jetzt thatsächlich erreicht? Daß die Regierung Farbe bekant hat? Ei, das thut sie nun schon ziemlich lange, dazu brauchte es diesen Kraftaufwand nicht! Daß „für die nächste Reichstagswahl jetzt die Parole“ ausgegeben ist? Das ist nicht nur kein Erfolg, sondern ein kolossaler Nihilismus. Denn die Parole lautet jetzt: Schutz des geheimen Wahlrechtes, eine so nichtsagende, zu nichts verpflichtende Parole, daß ein Stöcker, ein Cremer, ein Schorlemer, ein Gneist, ein Hänel, kurz Jeder, der nicht gerade preussischer Landrat ist, dasur eintreten kann. Jeder dieser Helden kann sich jetzt das freimüthige Mäntelchen, „Abwehr des gegen das Reichswahlrecht geplanten Attentats“ umhängen, um unter dieser Flagge in den Reichstag hineinzuschlüpfen.

Auf diese Weise kommt dann ein Reichstag zusammen, der das geheime Wahlrecht „rettet“, sonst aber doch thut, was Bismarck will. Eine schöne Taktik!

Nichts von Erweiterung der Volkrechte, nichts von Beseitigung verrotteter Institutionen, nichts von wirklich durchgreifenden Reformen, nichts von einem ernsthaften Kampf gegen das insaule aller Regierungssysteme, sondern ein nach allen Regeln der Kunst betriebenes Spielchen, bei dem derjenige Sieger bleiben muß, der sich aus dem Spielregeln nichts macht. Und das sind nicht Herr Stern und seine fortschrittlich-sezessionistischen Freunde, das sind Bismarck und Puttkamer. So bodenlos plump und ungeheuerlich vorgegangen sind, so sind in Wirklichkeit doch die Sieger — Dank der fortschrittlich-vollsparteilichen Staatskunst.

— Vom sozialen Kriegsschauplatz. Die Assoziation der Baumwollspinner von Lancashire hat, wie man der „Frankf. Zig.“ schreibt, ein Rundschreiben an die Arbeiter gerichtet, in welchem der Zustand der Textil-Industrie als sehr schlimm dargestellt wird. Der Abfall sei erschrecklich gesunken; die Hauptabnehmer für die englischen Produkte seien bisher die Völker im südlichen und südöstlichen Asien gewesen, deren Konsum jedoch in Folge der unter ihnen herrschenden politischen Unruhen, dann durch Missernten und ähnliche Ursachen außerordentlich abgenommen habe. Der Markt werde aber außerdem durch die fremde Konkurrenz verschlechtert, welche von Jahr zu Jahr England gefährlicher werde und die englische Textil-Industrie gänzlich zu untergraben droht. Die wichtigsten Verbesserungen an den Maschinen seien während der letzten Jahre im Auslande gemacht; die Arbeiter würden dort gleichfalls immer geschickter und seien dabei billiger als die Arbeitskräfte in England. Die Ausschließung von Kohlenwerken und der Bau von Eisenbahnen spiele der ausländischen Industrie weitere Vortheile in die Hände und die Vereinigten Staaten, sowie viele europäische Staaten begannen Märkte an sich zu reißen, die bisher ausschließlich von England versorgt wurden. In Süd-Afrika und China werde wieder Indien zu einem gefährlichen Konkurrenten. Trotz der sinkenden Nachfrage nehme aber die Produktion beständig zu, und dies habe eine Ueberfüllung des Marktes zur Folge, welche die Fabrikanten zwingt, ihre Waaren oft weit unter dem Erzeugungspreise zu verschleudern — ein System, das nur mit dem Ruin aller jener Fabrikanten enden kann, welche nicht kapitalstark genug sind, die gegenwärtige Krise zu überdauern.

Die Herren Fabrikanten mögen hier, wie gewöhnlich, wo es sich um so edle Zwecke wie Lohnherabsetzungen handelt, ein wenig flunkern, im Grunde aber ist ihre Darstellung der Verhältnisse des Weltmarktes eine richtige. Gleichzeitig aber ist sie eine Bestätigung alles dessen, was wir Sozialisten gegen das heutige kapitalistische Wirtschaftssystem vortragen. Unterbietung auf dem Weltmarkt, Verschleuderung der Waaren und Herabdrücken der Löhne, immer weiteres Herabdrücken, bis die Arbeiter das Konsumiren ganz verlieren. Besser als es hier von den Fabri-

sich zum Beruf des Ackerbauers entschließen.“ In der That ist der Ackerbau die erste Erscheinungsform knechtischer Arbeit in der Menschheit.

Wie man in unserem zivilisirten Europa noch eine Spur der ursprünglichen Schönheit des Menschen finden, so muß man zu den Nationen gehen, bei denen das ökonomische Vorurtheil den Haß wider die Arbeit noch nicht ausgerottet hat. Spanien, das jetzt allerdings auch aus der Art schlägt, darf sich noch rühmen, weniger Fabriken zu besitzen, als wir Gefängnisse und Kasernen; aber des Künstlers Auge weilt bewundernd auf dem kühnen, kastanienbraunen, gleich Stahl elastischem Andalusier; und unser Herz schlägt höher, wenn wir den in seiner durchgehenden „Caya“ majestätisch drapsirten Bettler einen Herzog von Ossuna mit „amigo“ (Freund) traktiren hören. Für den Spanier, in dem das ursprüngliche Thier noch nicht erdödet ist, ist die Arbeit die schlimmste Sklaverei. Auch die Griechen hatten in der Zeit ihrer höchsten Blüthe nur Verachtung für die Arbeit; den Sklaven allein war es gestattet, zu arbeiten, der freie Mann konnte nur körperliche Übungen und Spiele des Geistes. Das war die Zeit eines Aristoteles, eines Plinius, eines Aristophanes, die Zeit, da eine Handvoll Tapierer die Herden Asiens bei Marathon vernichtete, welches Alexander bald darauf eroberte. Die Philosophen des Alterthums lehrten die Verachtung der Arbeit, dieser Verachtung des freien Mannes; die Dichter besangen die Faulheit, dieses Geschenk der Götter:

O Melibäus, ein Gott schenkte uns diesen Müßiggang!

singt Virgil. Christus lehrt in der Bergpredigt die Faulheit: „Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, und doch sage ich Euch, daß Salomo in all seiner Pracht nicht herrlicher gekleidet war.“ (Matthäi 6, 28 und 29.) Jehovah, der bürge und fauertöpische Gott, gibt seinen Verehrern das erhabenste Beispiel idealer Faulheit: nach sechs Tagen Arbeit ruht er auf alle Ewigkeit aus.

Welches sind dagegen die Klassen, denen die Arbeit ein organisches Bedürfnis ist? Die Auvergnaten in Frankreich; die Schotten, diese Auvergnaten der britischen Inseln; die „Gallegos“ (Galizier) diese Auvergnaten Spaniens; die Oberstehler, diese Auvergnaten Deutschlands, die Chinesen, diese Auvergnaten Asiens. Welches sind in unserer Gesellschaft die Klassen, welche die Arbeit um der Arbeit willen lieben? Die Kleinbauern und Kleinbürger, welche die einen auf ihren Acker gebüßt; die andern in ihren Läden vergraben, dem Maulwurf gleichen, der in seiner Höhle herumwühlt, und sich nie aufrichten, um mit Nuße die Natur zu betrachten.

Und auch das Proletariat, die große Klasse der Produzenten aller zivilisirten Nationen, die Klasse, die durch ihre Emanzipation die Menschheit von der knechtischen Arbeit erlösen und aus dem menschlichen Thier ein freies Wesen machen wird, auch das Proletariat hat sich, seinen historischen Beruf verkennend, von dem Dogma der Arbeit verdrängen lassen. Hart und schrecklich war seine Züchtigung. Alles individuelle und soziale Elend entsammt seiner Leidenschaft für die Arbeit.

lanten geschieht, können die „Arbeiterführer“ Burnett und Broadhurst mit ihrem Widerstand gegen den internationalen Normalarbeitstag gar nicht widerlegt werden. Die Webereifabrikanten in Nord- und Nordost-Lancashire haben jetzt beschloffen, daß da, wo die Arbeiter nicht gutwillig streiken, Arbeitssperre eintreten soll. Die Herren sollen sich nämlich „eine wesentliche Verbesserung der Geschäftslage durch eine allgemeine mehrwöchentliche Arbeitssperre versprechen.“

Das heißt, den Arbeitern wird eine mehrwöchentliche Hungerkur auferlegt, während welcher Zeit sie die in ihren Kassen aufgespeicherten „Fonds“ aufzehren dürfen. Fernach dürfen sie dann bei 10 oder 15 % niedrigeren Löhnen wieder arbeiten. Und das so weiter, bis sie schließlich lächerliche und schließliche Löhne erhalten. Dann werden sie allerdings auch einen internationalen Arbeitstag und internationale Arbeitslöhne haben, auf dem Weg der Selbsthilfe — wenn ihnen nicht früher über ihre Führer und deren Weisheit die Augen aufgehen.

Hoffen wir Letzteres.

— Kleptomanie, oder aus dem Griechischen in einfaches Deutsch übersetzt, Diebstahlsucht, ist ein vor etwa 2 Jahrzehnten in Mode gekommener Ausdruck zur Bezeichnung einer sehr häufigen Krankheit, welche sich darin äußert, daß der von ihr Ergriffene Alles, dessen er habhaft werden kann, in seine Taschen wandern läßt. Von dieser Krankheit — und das ist ihre merkwürdigste Eigenschaft — kann nur Jemand ergriffen werden, der reich ist. Ein armer Teufel, der ein Stück Brod wegnimmt, um seinen Hunger zu stillen, ist ein gemeiner Spießhube; der reiche Mann aber, der einen Schmutz stiehlt, welcher ihm in die Augen sticht, ist ein Kleptomane, — denn er hat ja das Stehlen nicht nötig. Kleptomane heißt also Stehlen aus Neigung, aus unwillkürlichem „Aneignungsdrang“; der Umstand, daß der Stehlende sich in günstigen Vermögensverhältnissen befindet und das Stehlen nicht nötig hat, ist ein wesentliches Bestandtheil der Kleptomane. Und noch ein zweites Aequivalent gehört dazu, nämlich, daß der Stehlende die Sache etwas dumm anfängt und sich außerhalb der gewöhnlichen „Geschäftssancen“ — das Wort im weitesten Sinne genommen — stellt. Ein Stroussberg, ein Herzog von Ujest, ein Baron Dfenheim und wie die Großen, die sprichwörtlich nicht geknigt werden, alle heißen mögen, ist kein Kleptomane, sondern ein „Gründer“ und nach dem bürgerlichen Moralloben ein Ehrenmann, vor dem die Göttin Justitia ihre Keckheit machen muß, und der höchstens einmal aus Mißverständnis mit ihr in Konflikt gerathen kann. Genug — der Diebstahl des Kleptomanen muß ein gemeiner Diebstahl im Sinne des Strafgesetzes sein: Alles, was mit dem großen wirtschaftlichen Ausbeutungsgesetze der modernen Bourgeoisgesellschaft zu thun hat, gilt nicht für Kleptomane — aus dem einfachen Grunde, weil dieser Diebstahl im Großen und mit Methode für recht gilt und nicht für eine Verrücktheit (Manie), im Gegentheil für ein vernünftiges Handeln, auf welchem im Grunde die gesamte Bourgeoisgesellschaft beruht.

Genug dieser Betrachtungen. Vor einigen Tagen hat sich das Schöffengericht in Berlin mit einem Kleptomanen comme il faut zu beschäftigen gehabt (siehe „Berliner Volkszeitung“ vom 6. Dezember) — einem „marchand tailleur“ A. (in solchen Fällen verschweigt die diskrete Presse den Namen), der in bester Form einen Taschendiebstahl verübt hatte und mit dem corpus delicti in seinem Besitze abgefaßt worden war. Der Mann machte geltend, daß er sehr reich sei und das Stehlen nicht nötig habe; zwei Aerzte besuhten ihn, daß er von Zeit zu Zeit „an einem unwillkürlichen Aneignungsdrange laborire“, und die biederen Schöffen sprachen den Spießhube frei, weil er reich sei und das Stehlen nicht nötig habe. Wäre er nicht reich und hätte er zur Stillung seines Hungers das Stehlen nötig gehabt, so wäre er unarmherzig verdonnert worden.

Die Moral ist: nur den Armen ist das Stehlen verboten, den Reichen ist es erlaubt — auch in der Form des allgeringsten Diebstahls. Die Berliner Schöffen, die den in flagranti ergriffenen Taschendieb, den reichen marchand tailleur A. von der Anklage des Diebstahls freisprachen, hatten den richtigen Bourgeois-Klasseninstinkt und haben gezeigt, daß sie von dem Geiste unserer kleptomantischen Bourgeois-Gesellschaft vollständig durchdrungen sind.

— Zur Kohlestatistik. Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck, als er noch simpler Reichshauptmann war, einst in einem Wirthshaus Jemandem, der eine dem Krautjunker mißfallende Keuherung gethan hatte, das gefüllte Bierfeld auf dem Schälbe in Stücke schlug, so daß der Betroffene blutend zusammensank — eine That, die in dem famosen Buch des Hefesiel mit dem offiziellen Stempel versehen und gebührend verherrlicht worden ist. Die Geschichte passirte irgendwo in Winterpommern — wäre sie in einem zivilisirten Landstrich passirt, so würden dem Reichshauptmann Bismarck damals von den mitanwesenden Gästen die Knochen so gründlich zerhackt worden sein, daß uns der Fürst Bismarck wohl eripart geblieben wäre.

Wie es scheint, war diese Bierfeld-Affaire kein Moments-Ausbruch jungerlicher Bestialität, sondern eine ganz methodische Handlung. Es ist uns dieser Tage ein Buch in die Hände gefallen, welches schon im Jahre 1851 (Breslau, Verlag von Joh. Urban u. Kern) gedruckt ist und eine aristokratische, für das preussische Junkerthum schwärmende Dame zur Verfasserin hat — die jetzt verflorenere, damals aber vielgenannte Ida von Düringsfeld. Das Buch ist betitelt: „Eine Pension am Genesersee. Zwei Romane in einem Hause“, und enthält eine Reihe Klatsch aus der sog. vornehmen Welt und darunter — schwer herauszufinden aus dem Wust fauler Geistesrichtigkeiten und müßiger Standalchronik — auch einige interessante, und für gewisse Personen und Zustände charakteristische Anekdoten. Da wird (Bd. II, Seite 4) u. A. von „Baron Bismarck“ erzählt: er habe „neulich“ einer bürgerlichen Kamaille „auf eine Ergrößerung über den Adel ganz freundlich gesagt: „Ich pflege Leute, mit denen man sich nicht scheuen kann, bei solchen Keuherungen Stühle an den Kopf zu werfen — steigt also mal ein Stuhl, so wissen Sie meine Adresse.“

Wie gesagt, diese Mittheilung stammt aus den aristokratischen Kreisen, aus den Kreisen des Herrn Bismarck selbst — und diese Gewohnheit des Stuhlwertens zur Ausgleichung politischer Meinungsunterschieden erscheint der aristokratischen Erzählerin als etwas ganz Natürliches, und obendrein sehr Ehrendolles. Daß es wirklich zum Stuhlwertens gekommen sei, wird zwar nicht gemeldet, aber die Drohung ist in einem solchen Falle ebenso roh wie die Ausführung; und daß „Baron Bismarck“ — wohlgenemert, wo er einen Schwächeren vor sich hatte und es gefahrlos thun konnte — vor der Ausführung nicht zurückschreckte, hat ja sein Hof- und Leibiograph Hefesiel der Mit- und Nachwelt überliefert. Ob's ein Stuhl ist, der einem politischen Gegner an den Kopf geworfen wird, oder ein gefülltes Bierfeld, das ihm zur Sache nicht. Genug, „Baron Bismarck“ „pflegte“, seiner eigenen Keuherung nach in dieser handgreiflichen, feinen und seiner Sippe Bildungsstand kennzeichnenden Weise zu argumentiren.

Wir sagten, daß er sich dabei freilich keine Deute anmaß, und sorgfältig bedacht war, persönlich nicht zu Schaden zu kommen. Wir schloßen dies aus seinem famos-junkernhaften mit dem ehemaligen hannoverschen Kriegsminister von Münchhausen, der, 1867 im Reichstag von Bismarck schwer beleidigt, diesen forderte, aber keine Genugthuung erlangte, weil der Reichskanzler sich beruhte, die gefährliche Keuherung aus dem stenographischen Berichte zu entfernen. Der nämliche Bismarck hatte kurz vorher den fortschrittlichen Bischof wegen einer im preussischen Abgeordnetenhaus gemachten Keuherung gefordert und mit großem Lärm für die Notwendigkeit eines Duells plaidirt. Hier blutdürstiger Bramarbas, dort lammtrommer Friedensmann — erkläre mir, Graf Derindur, diesen Jähwiesball der Natur? Nun, er ist leicht er-

kärt: Herr von Münchhausen ist ein ausgezeichnete Pistolen-Schütze, und Bischof hat nie eine Pistole in der Hand gehabt.

Ein paar Dupend Seiten weiter (Band II, Seite 38) schreibt der aristokratische Blaustrumpf:

„Denken Sie, Bismarck hat, als er Blum's Tod erfahren, Geld in die Armenkassa gegeben.“

Eine Handlung, von der die aristokratische Verfasserin sagt: „Ein gesunder Haß“ — jedoch „etwas barbarisch.“

Ein anderes Epitheton wäre passender; der Leser, der keines Kommentars bedarf, wird es finden.

Apropos, da wir gerade bei der Kohlestatistik sind, sei noch Folgendes erzählt. Der „Philosoph“ des nackten Egoismus, Schopenhauer, der beiläufig manchen sonst ganz vernünftigen Menschen durch die Unverschämtheit seiner Phrasologie den Kopf verdreht hat, war ein fanatischer Reaktiönär und an Gemüths-Rohheit dem rohesten Krautjunker ebenbürtig. Gleich „Baron Bismarck“ hatte er eine maßlose Lust auf die wahrhaftig doch höchst harmlosen „Revolutionäre“ von 1848 und namentlich auf Robert Blum. Ein Freund Schopenhauers — dieser selbst war freilich für Freundschaft unempfindlich und behandelte seine Freunde wie Hunde —, ein gewisser Hornstein, hat solchen „Erinnerungen an Schopenhauer“ veröffentlicht, die ein recht widerliches Bild enthalten. Nur ein Bröckchen: „Wenn er sich in den bösen Buben (das bubenhafte Schimpfen auf die „Revolutionäre“) hineingearbeitet hatte“ — schreibt Hornstein — „konnte er Unglaubliches leisten, dann konnte er das Glas erheben und auch auf den „edlen Fürsten Windischgräß“ trinken, und dessen „zu große Empfindsamkeit“ bedauern. „Den Blum hätte er nicht erschossen, sondern henken lassen u. s. w.“

Man sieht, Herr Schopenhauer verdient in unserer Statistik einen Platz neben „Baron Bismarck“. In die Armenkassa hat er allerdings nichts bezahlt, als er die Freudenbotschaft von Robert Blum's Standrechtigung durch den „edlen Windischgräß“ erhielt — allein das unterließ er nur, weil er — zu geizig war, noch geiziger als CBI!

— „Auf der Höhe.“ In einem vortheilhaften Leitartikel, der diesen Titel führt, und der sich mit der Art und Weise beschäftigt, wie Anstand und gute Sitte, deren Rangel man beim Volke so sehr beklagt, in den „höheren Regionen“, in den Parlamenten zc. beobachtet werden, schreibt die demokratische „Züricher Post“:

„Und jetzt zum Schluß noch eine Geschichte, die eben gestern die „Königliche Zeitung“ veröffentlicht hat. König Alfons empfing drei deutsche Journalisten, unterhielt sie über den Zustand seines Reiches, von seinen königlichen Thaten und erzählte dabei frisch, fromm und frohlich, wie er selbst während des Karlistenkrieges „Bataillone aus Straflingen bildete, denen Männsucht unbekannt war, die sich aber doch vorzüglich schlugen.“ Sicherlich wird dieses allerhöchste Beständnis nirgends Anstoß erregen, man wird diese Enthaltungen sogar mit Befriedigung aufnehmen, als einen Beweis von der glänzenden Thatkraft des spanischen Herrschers, und am meisten entzückt werden diejenigen sein, welche den Revolutionen nichts Gemeineres und Niederträchtigeres nachzureden mußten, als daß allerlei dunkle Existenzen und gemeine Verbrecher in ihren Reihen gesucht hätten. Freilich, Alfons wollte ja nur seine Spanien glücklich machen, wie auch Ferdinand von Neapel seinerzeit sein Land mit Hilfe von notorischen Banditen beruhigte. Dem Keinen ist Alles rein, den Königen alles königlich. Darum Blumen auf ihr Haupt und dem Volke Roth in's Antlitz.“

Wo sind die Zeiten hin, da deutsche demokratische Blätter eine solche Sprache führten! Heute haben sie für Alles, was nach Revolution riecht, nur Spott und Verdächtigungen und sind entzückt, wenn irgend ein gefronter Norddube — wie Serbiens Milan — „liberale“ Ansichten heuchelt.

— Zur Bourgeoismoral. Vor einigen Wochen stellte das Reichsgericht bei Entscheidung eines Prozesses den Grundsatz auf, daß es Betrug sei, unter dem Namen „Bairisches Bier“ Bier zu verkaufen das nicht in Baiern gebraut sei. Diese Entscheidung hat die deutsche Geschäftswelt in große Aufregung gebracht, und wer die Konsequenzen bedenkt, wird diese Aufregung auch sehr natürlich finden. Hören wir nur, was das Berliner Hauptorgan der Fortschrittspartei, die „Volkszeitung“, über das bedenkliche Thema sagt; und wie sie sich und ihre bürgerlichen Leser zu beruhigen sucht. Sie schreibt in einer ihrer letzten Nummern:

„Die Reichsgerichtsentscheidung betreffend „echte Biere“ hat begreiflicherweise in den weitesten Kreisen großes Aufsehen erregt, und nur der Gedanke gibt eine gewisse Beruhigung, daß es mit den Konsequenzen eines solchen Urtheils im praktischen Leben nicht so genau genommen wird. Denn ohne eine gewisse „Durchsichtigkeit“ in diesen Dingen würde es im Ermerksleben nach diesem Gerichtsbeschlusse ziemlich bedenklich ausfallen, wenn man erwägt, wie viel gewohnheitsmäßige Bezeichnungen für Waaren vorhanden sind, von denen Käufer wie Verkäufer ganz genau weiß, daß sie nur gewählt werden, weil dies gewissermaßen Mode ist. So z. B. dürfte es wohl kaum einen vernünftigen Menschen geben, der nicht weiß, daß der „Magdeburger Sauerstoff“, welcher unter dieser Firma in Deutschland verkehrt wird, nur zum hundertsten Theile die Provinz Sachsen überhaupt gesehen hat. So verhält es sich mit der „Braum-schweiger Leberwurst“, der „Gothaer Cervelatwurst“, dem „Westphälischen Schinken“ und der „Berleberger Mainzische“, tausend anderer ähnlicher Bezeichnungen nicht zu gedenken. Alljährlich um diese Zeit erscheint an den Schaufenstern unserer Materialwaarenhändler „Schönstes türkisches Pflaumenmus“, eine Ankündigung, von der jede Handraut weiß, daß Klapperschwein zum Handwerk gehört und sonst weiter keinen Zweck hat. Wer schon einmal außerhalb seines Wohnortes gewesen ist, hat auch schon einmal Gelegenheit gehabt, zu beobachten, in welchen Massen bei uns im lieben Deutschland gleich unmitttelbar neben der Zwetschenplantage auf freiem Felde „schönstes türkisches Pflaumenmus“ gelocht wird, um sofort, in Kasser geschlagen, nach allen Himmelsrichtungen verschickt zu werden. Welche ungeheuren Massen von Spiritus gehen nicht alljährlich aus allen Theilen der preussischen Monarchie nach Nordhausen, um von dort als „edlter Nordhäuser Korn“ das Licht der Welt zu erbliden. Jeder Geschäftsmann weiß das; er ist nicht sicher, daß er nicht seines eigenen Nachbarn Waare von weit her zugesandt erhält, aber es genügt ihm und auch seinen Gästen, daß er wie Sphylo auf seinem Schein bestehen, das heißt den Frachtbrief über wirklich echte Waare vorzeigen kann. So geht es mit den Smyrnaer Korintzen und den echten ungarischen Kurtrauben, die eben so echt sind als der westphälische Pumpernickel oder die gnabauer Brezeln und holländischen Waffeln. Daß die Jauerischen Würste und Limburger oder Daxter Käse eben so echt sind als die Stettiner Zettheringe oder Spandauer Zimmerebrenn weiß Jedermann, und es fällt auch Niemandem ein, darin einen Betrug zu sehen. Jedemfalls würden alle Gerichtshöfe der Welt nicht im Stande sein, alle die Urtheile zu fällen, welche in richtiger Konsequenz des Reichsgerichts-spruches über alles Anechte gesprochen werden müßten. Schweineurter-Ordn- und Berliner Blau, Yponer Seide und italienischer Salat würden täglich Gelegenheit bieten, die Thätigkeit des Strafrichters herauszufordern, wenn man nicht eben wüßte, daß hierbei der „Kumpich“ eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt.“

So das fortschrittliche Organ, welches sich sogar demokratischen Anspruchs gibt.

Es fällt uns nicht ein, dem Kaufmann, welcher der allgemeinen „Geschäftsansage“ folgend, eine Waare unter einem falschen Namen verkauft, für einen Betrüger schimpfen zu wollen — er kann un-zweifelhaft mit gutem Recht für „mildernde Umstände“ plaidiren, allein das

ändert nichts an der Thatsache, daß die fragliche Geschäftsanfange einen betrügerischen Charakter hat. Die beiden Kriterien des Betrugs sind vollständig vorhanden: in dem Kunden soll eine falsche Vorstellung erweckt werden; und der Kaufmann thut dies, um sich einen Vorteil zu sichern.

Die Entschuldigung, daß es wohl „keinen vernünftigen Menschen gebe“, der nicht wisse, daß diese schönen Warendescriptionsen Schwindel seien, ist durchaus nicht zutreffend. Die Geschäftsleute wissen es alle sammt; und auch ein Theil des Publikums. Jedoch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil. Und namentlich die Frauen, welche im Kleingehäft bei Weitem die meisten Einkäufe besorgen, werden durch diese „Geschäftsanfänge“ außerordentlich oft irre geführt und — betrogen. Es bleibt kein anderes Wort.

Daß der Unfug ein ganz allgemeiner ist, ändert an dessen Verwerflichkeit ebensowenig wie der Umstand, daß die Meisten, welche ihn üben, sich nichts Böses dabei denken. Es läßt dies im Gegentheil nur um so deutlicher und handgreiflicher die Korruption der heutigen Gesellschaft zu Tage treten, die so durch und durch korrupt ist, daß sie das Bewußtsein der Korruption verloren hat und sich für außerordentlich „moralisch“ hält, obendrein das Monopol der Moral und Tugend zu haben glaubt oder doch vorgibt.

— Ueber das „Recht auf Arbeit“ haben sich neuerdings zwei hervorragende Genossen in öffentlichen Versammlungen geäußert, und zwar, was wir mit Genugthuung konstatiren, im Besonderen in unserem Sinne. Am 2. September sprach Genosse Hagenleber in Erfurt in einer sehr gut besuchten allgemeinen Arbeiterversammlung über dieses Thema. Man schreibt der „Volkzeitung“ darüber: „Zum Schluß erklärte Redner es für eine Pflicht der Gesellschaft, der Arbeit zu ihrem Recht zu verhelfen. Die direkte Forderung: „Das Recht auf Arbeit“ zu proklamiren, stellte er nicht, da diese Proklamirung schließlich doch nur eine Phrase bleiben würde, während die von ihm angeführten Mittel — Normalarbeitstag u. — in der That das Recht auf Arbeit feststellen.“

Obenlo äußerte sich Genosse Geyer aus Großenhain in einer jüngst in Chemnitz stattgehabten Arbeiterversammlung. Das „Sächsische Wochenblatt“ berichtet über seine Rede:

„Als nächste Aufgabe, die zu erstreben sei, bezeichnete Redner den Normalarbeitstag, dem notwendigerweise eine Regulirung des Lohnverhältnisses folgen müsse. Nachdem Redner noch viele andere Punkte erörtert hatte, kam er auch auf die gegenwärtige Agitation, welche betreffs des Rechts auf Arbeit getrieben würde, zu sprechen. Redner erklärte sich nicht einverstanden mit dieser Agitation und führte aus, das Recht auf Arbeit sei in jeder praktischen Arbeiterforderung enthalten, und man brauche deshalb nicht zu Schlagwörtern aus früheren Zeiten zurückzugreifen. Wichtiger sei es, einfach die Pflicht zur Arbeit zu betonen (V. Red. des „S. W.“). Er sei ein Gegner detartiger Agitation und er liebe es, praktische Anträge der Regierung zu unterstützen.“

Wie begnügen uns damit, diese Erklärungen einfach zu registriren.

— Genosse Kayser erläßt in deutschen Blättern folgende Erklärung, von der wir nicht nehmen zu müssen glauben: „In Bezug auf das Reichsfrankengesetz und überhaupt die Sozialreform der Reichsregierung sehe ich genau auf demselben prinzipiellen Boden wie meine Fraktionsgenossen, und vermahne ich mich ein für alle Mal gegen die hartnäckigen Versuche eines Theiles der Presse, mich in Gegensatz zu meiner Partei zu bringen. Dresden, den 7. Dezember 1883. Max Kayser, Reichstagsabgeordneter.“

— Ueber den Verlauf, den die Affäre der auf der Wälheimer Haide angeblich überführten Versammlung genommen hat, schreibt man uns aus Köln:

„Die Geschichte von der Wälheimer Haide schläft noch und wird auch schwerlich erwachen, denn es ist mit dem bisher Ermittelten nichts zu machen. Der Arbeiter, welcher aus der Zentralwerkstätte entlassen wurde, ist wieder eingestellt worden. Der Ober-Maschinenmeister hatte schon gleich nach dem Vorfalle Auftrag bekommen, den Mann wieder einzustellen, aber er that es nicht. Es war seine Absicht, daß der Mann demüthig zu Kreuze kriechen solle. Der Arbeiter that dies aber nicht, sondern ging drei Wochen nachher zum Bürgermeister (unserm Genossen Becker) und sagte ihm, daß er abreisen werde, der Bürgermeister möge nun für seine Frau und Kinder sorgen. Da erklärte ihm das Stadtoberhaupt, er solle wieder zum Ober-Maschinenmeister gehen, er würde jedenfalls wieder eingestellt werden. Als der Arbeiter hinfam, war schon sein Zettel zum Eintritt fertig.“

Beiläufig, der in Nr. 40 des „Sozialdemokrat“ gekennzeichnete Bhatius Vindus ist bereits in Loth. Der främme Arbeiter im Weinberge des Herrn ward in Rünchen-Glabach im Alexianerkloster verhaftet. Ihr Artikel, hat, wie es scheint, gewiekt! N. N.

— Sonnabend fern. In Paris hatten einige Anarchisten auf vorigen Freitag ein Meeting auf den Börsenplatz einderufen, d. h. vor dem Allerheiligsten der Bourgeoisie. Kein Wunder, daß die Polizei mit Massenaufgebot erschien, aber leider blieben die Massen aus. Die Einberufer wurden verhaftet, sind aber zum Theil bereits wieder auf freiem Fuße. Die anarchischen Zirkel erklärten, mit dem Arrangement nichts zu thun zu haben. Einen ernsthaften Zweck hatte die ganze Sache nicht.

Das serbische Standgericht hat die verhafteten „Räbelsführer“ des Aufstandes zu mehrjährigen Kerkerstrafen, zwei derselben: Theodorowitsch und Milosewitsch, zum Tode verurtheilt. Milan wandelte indeß diese Strafe zu zehnjähriger Kerkerhaft um. Welche Räbde!

— England. Patric O'Donnell, der „Mörder“ des Erschafften Carey, ist am 1. Dezember nach zweitägiger Gerichtsverhandlung zum Tode durch den Strang verurtheilt worden. Bei der Zusammenlegung der Jury war ein anderes Urtheil gar nicht zu erwarten. Richter und Beschworene haben einfach gethan, was „ihres Amtes“ war. Anders als diese ehrenwerthen Herren urtheilt jedoch die öffentliche Meinung. Jeder, der noch einen Funken von Gerechtigkeitsgefühl in sich spürt, sieht in dem „Verbrechen“ O'Donnells nichts als einen Akt der berechtigten Remeiß, nicht nur in in Irland, sondern der ganzen zivilisirten Welt wurde die Kunde von der Ermordung Careys mit den Worten aufgenommen: Der Hallunke hat nur geerntet, was er gesät. Leidenschastliche Bekämpfer der Todesstrafe, erlitterte Gegner des politischen Nordes, pläbirteten für mildernde Umstände für O'Donnell, Niemand fand sich, der ihn für einen gemeinen Mörder erklärt hätte.

Und jetzt, nachdem das Todesurtheil gefällt ist, erheben sich allerorts Stimmen, welche die Begnadigung O'Donnells verlangen. Aber es erschauert mit der Sache der Unterdrückten hält, schließt sich ihnen an. Um so standhafter aber ist es, und verdient allgemeinste Brandmarkung, wenn ein Blatt, welches vorgibt, der Arbeiterklasse, derjenigen Klasse, welche die naturgemäße Vorkämpferin der Sache aller Unterdrückten ist, zu dienen, wenn ein solches Blatt sich nicht entblödet, rindweg die Köhning O'Donnells als einen Akt der Gerechtigkeit zu fordern! Und dieser schändlichen Verleugung aller Traditionen der Arbeiterklasse macht sich in seiner neuesten Nummer der Londoner „Labour Standard“, das Organ der englischen Gewerkschaften, schuldig. Mit einer Rabulistik, welche einem Jefferson, dem berühmten Oberrichter Jakobs II., Ehre machen würde, leistet dieses „Arbeiterblatt“ den Darcourt und Konforten den schamhaftesten Liebesdienst, aus Gründen des öffentlichen Wohls die „erzliche Hoffnung“ auszubreiten, „daß der Staatssekretär auf keines der Anträge hören, die nun

mehr einlaufen werden, sondern im Gegentheil darauf bestehen möge, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehe.“ „Es ist eine absolute Nothwendigkeit, daß in solchen Fällen das Gesetz sich Genugthuung verschaffe, daß es mit äußerster Strenge die Bestrafung, die mittels Verbrechen die Bestrafung von Verbrechen unmöglich zu machen suchen.“

Dahin ist es also mit Herrn George Shipton gekommen! Wie doch Umgang bildet. Als der Herr in die Redaktion von „Labour Standard“ eintrat, war er leidlich anständig, im Umgang mit dem ehrenwerthen Herrn Broadhurst und Konforten aber lernte er schnell, die Würst nach der Speckseite zu werfen. Schon als er im vorigen Jahre die berühmte Reise nach Paris auf Kosten der Kanalunelbauengesellschaft mitmachte, schrieb uns ein Kenner der englischen Verhältnisse: „Nun hat er Bourgeoisgeld gelotet, jetzt ist es aus mit ihm, jetzt hat ihn die Konforterie geangelt!“ Es hat sich schnell gezeigt, wie Recht unser Freund hatte, Herr Shipton übertrifft noch seine würdigen Lehrer. Andere hätten vielleicht feige geschwiegen, wo ein mannhafter Protest am Plage war, er aber hat die Scham soweit abgestreift, daß er den Staatsanwalt überstaatsanwaltet.

Das sind die guten Freunde des Herrn Drouffe, die guten unparteiischen Engländer, die sich nicht erlaubt haben, sein Monopol auf den einzig wahren Sozialismus anzuzweifeln! Vor solcher Konkurrenz streichen wir gern die Segel.

## Korrespondenzen.

— Königsberg i. Pr., 2. Dezember. Zweier Vorfälle wegen, die in neuerer Zeit unter hiesigen Parteileuten bewegten, erlaube ich mir, den Raum unseres Parteiorgans in Anspruch zu nehmen. Der eine davon, und mit ihm will ich beginnen, greift etwas weit zurück. Im April d. J. wurde eines schönen Tages um die Mittagzeit in der Wohnung des Schriftsetzers A. durch die Polizei gehauscht. Obwohl nun auch nicht das geringste Verdächtige gefunden wurde, hielt die Hochblöde es dennoch für notwendig, den A. bald darauf auf der Straße zu verhaften und einem Verhör zuzuführen. Und alles das, weil die Post der Polizei ein Paket zugestellt hatte, das durch die mangelhafte Emballage hinreichend eine größere Anzahl des so gefürchteten „Sozialdemokrat“ erkennen ließ, und das an den Erwähnten adressirt war. Es hätte nun für Letzteren ein Leichtes sein müssen, jeden Zusammenhang seiner Person mit dem Paket einfach in Abrede zu stellen, da er doch ernstlich nicht dafür verantwortlich gemacht werden konnte, daß irgend ein Unbekannter ihm etwas zuzückte — und er hätte das mit gutem Gewissen thun können, da er nach meinem Wissen unserer Sache ziemlich fern steht. Inzwischen ließ sich A. durch die bekannte liebenswürdige Behandlung der Postisten so außer Fassung bringen, daß er völlig den Kopf verlor. Alles ihm in den Mund Gelegte im gewünschten Sinne beantwortete, und so die schönsten „Enthüllungen“ zu Wege brachte.

Ramentlich sagte er aus, daß der Schlosser Godan derjenige sei, der ihn als Mittelsperson benutzte, und dem er schon verschiedene Male Pakete mit verbotenen Schriften zugestellt habe. Eine hierauf sofort bei Genosse Godan, auf den es von vornherein abgesehen war, vorgenommene Hausdurchsuchung verlief resultatlos. Godan aber wurde mit A. konfrontirt und hatte da Gelegenheit, erstens die gegen ihn gemachten Aussagen als Unwahrheiten zu bezeichnen, zweitens aber der Polizei unangenehme Wahrheiten über ihren Eifer zu sagen, ihr mißliebige Personen in symmetrisch mit dem Gesetze in Widerspruch zu bringen.

Nichtsdestoweniger erfolgte gegen Beide Anklage wegen Verbreitung verbotener Schriften und stand in dieser Sache Termin auf Donnerstag, den 23. August, an. Wegen Nichterscheines des Polizei-Inspektors Dirich mußte die Verhandlung inessen vertagt werden, und so fand erst am 17. November die Angelegenheit ihre Erledigung. A. widerrief in diesem Termin natürlich seine sämtlichen damals gemachten Aussagen, und trotz des besten Willens konnte daher der Gerichtshof Godan nicht verurtheilen; es erfolgte Freisprechung. A. dagegen erhielt, wahrscheinlich als Strafe dafür, daß er sich im Polizeiverhör so leicht kopflos machen ließ (!) 50 Mk. Geldstrafe eventuell 5 Tage Haft zudiktirt. Aus der Vertheidigungsrede eines der beiden (konservativen) Anwälte will ich nur eine Aeußerung hervorheben. Er sagte: „Wag man den Sozialdemokraten nachzusehen, was man will, persönlichen Muth kann man ihnen nicht abspreschen.“

Nun, das wollen wir uns auch ausgebeten haben. Von größerer Bedeutung als der eben erwähnte Prozeß war für uns die behördliche Genehmigung einer von uns zum 21. November angemeldeten Versammlung mit der Tagesordnung: „Welche Stellung haben die Arbeiter und Kleingewerbetreibenden der Fortschrittspartei gegenüber einzunehmen?“ Zur festgesetzten Stunde war der Saal des Knipphöfen-Gemeindegartens bis auf den letzten Platz gefüllt, und Genosse Godan begann sein Referat, in welchem er auseinandersetzte, daß der Kleingewerbetreibende seine Klassenlage vollständig verkenne, wenn er sich den Bestrebungen der Arbeiter feindlich gegenüberstelle, sein Interesse erfordere gerade einen engen Anstich an die Letzteren. Er müsse begreifen lernen, daß das Großkapital, welches sich namentlich in den Händen liberaler Bourgeois befindet, und dem deshalb auch von allen Schattirungen der liberalen Partei die Wege geebnet würden, der natürliche Feind des Kleinbetriebs sei, dem der letztere erliegen müsse; schon jetzt befinde er sich in völliger Abhängigkeit von demselben. Rohstoff, Kapital, Agensien-Genossenchaften u. s. w. seien nur Pallastmittelchen, die wohl vorübergehend einigen Nutzen schaffen, aber nicht entfernt im Stande wären, die Auffaugung des Kleinbetriebs durch das Großkapital zu verhindern. Den Arbeitern aber rief der Redner zu, selbst ihr Geschick in die Hand zu nehmen und sich ferner nicht mehr zum Stimmvieh der anderen Parteien herzugeben; nur durch einiges festes Zusammenschließen könnten sie ihren so gerechten Forderungen Nachdruck verleihen. Die hiesige Hochburg der Fortschrittspartei aber müsse von den Arbeitern erkürt werden. Auf die von den Liberalen so hoch gehaltenen Konsumvereine eingehend, bemerkte er: „Nicht winzige Vorteile als Konsumenten, sondern entscheidende Besserstellung als Produzenten, das muß unser Ziel sein!“

Der hierauf das Wort nehmende Genosse Herbig spann in gewandter Weise den Faden weiter, er schilderte das Entstehen der Fortschrittspartei, ihre Inkonsequenz und Energielosigkeit, hob hervor, daß während der Jahre, in welchen sie die unbedingte Majorität in der Volksvertretung hatte, sie auch nicht das Mindeste für die Arbeiter gethan, sondern nur mit Phrasen und Versprechungen um sich geworfen, und betonte, daß diese Partei, die zwar die Harmonie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer predige, aber durch ihr thätliches Verhalten das gerade Gegentheil bewirke, nie und nimmer die Interessen der Arbeiter vertreten könne; es existire eben keine Harmonie zwischen Kapital und Arbeit. Ueberhaupt müßten sich die Arbeiter bewußt werden, daß ihnen gegenüber alle anderen Parteien nur eine reaktionäre Masse bilden. Nachdem dann auch dieser Redner ein geschlossenes Vorgehen den Anwesenden dringend ans Herz gelegt, und ihnen die Wahl eines Arbeiters zum Reichstagsabgeordneten empfohlen, schloß er mit einem herzhaft aufgenommenen Hoch auf die Arbeiter, dem ein kräftiges Hoch auf die beiden Redner und die von ihnen vertretene Sache folgte. Schließlich wurde nachstehende Resolution beinahe einstimmig angenommen:

„Die heutige Versammlung erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden. Sie hätten es hiernach für die Pflicht der Arbeiter und Handwerker, ihre Interessen auf politischem und ökonomischem Gebiet allein zu vertreten und insbesondere bei der nächsten Reichstagswahl nur einem Kandidaten ihre Stimme zu geben, der das arbeitende Volk in diesem Sinne vertritt.“

Eine mehrfach wiederholte Aufforderung an die Gegner, ihre abweichenden Ansichten und Grundsätze zu vertreten, verhallte wirkungslos; keiner der Hauptbühnen der Fortschrittspartei war erschienen. Nun, wollen die Herren nicht zu uns kommen, so werden wir sie in ihren Versammlungen aussuchen und da mit ihnen ein Hüdnchen plücken, wie wir überhaupt in neuerer Zeit keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den Glorianschein, den diese Manchestherhelden in den Augen der Spießbürger und gedankenlosen Nachbeter um sich zu verbreiten gewußt haben, auf seine Echtheit zu prüfen.

Es bleibt nur zu bedauern, daß verschiedene brauchbare Kräfte unter uns mit Rücksicht auf ihre abhängige Stellung es sich verweigern müssen,

im Interesse der Partei öffentlich zu wirken. Doch das ist ja überall so, nicht bloß hier.

## Parteigenossen! Vergeßt der Verfolgten und Gemäßigten nicht!

— Im Wahlkreise Bielefeld-Herford findet demnächst eine Nachwahl zum Reichstage statt. Unsere dortigen Genossen haben als Kandidaten D. Hegemann aufgestellt und rechnen bestimmt auf erheblichen Stimmzunachs. Glück auf!

### Trotz zweimaliger Warnung

(in Nr. 23 des „Sozialdemokrat“ 1882 und Nr. 20 von 1883) ist es dem Angeber und Schwindler Schriftsetzer Franz Gaas aus Mähren („Kaschewierer“ aus Leipzig) gelungen, verschiedene Orte in Deutschland abermals zu brandschaden. Gaas gibt an, jetzt nach Oesterreich zu gehen.

Wir warnen also hiermit zum dritten Male vor diesem Hallunken unter speziellem Hinweis auf Nachfolgendes:

Alle bisherigen Warnungen im „Sozialdemokrat“ sollen thunlichst mit Anfang 1884 als

### Schwarze Liste

zusammengestellt, im Separatdruck erscheinen. Wir erbitten zu diesem Behuf allseitig — besonders auch von den Genossen in Oesterreich — etwaiges Material zur Ergänzung und Klarstellung irgend bekannter Fälle. Interessenten mögen indeß wie bisher selber Namensliste mit kurzem Sachverhalt fähren oder Ausschnitte mit Datumvermerk aufbewahren, was auch behufs der späteren Ergänzungen der „Schwarzen Liste“ gehandhabt werden muß.

Nur so vermag die Partei sich Schurken und Freibeuter energisch vom Halse zu halten.

### Briefkasten

der Redaktion: B. K. Chicago: Ihrem Wunsche soll, soweit es mit unseren sonstigen Aufgaben vereinbar, gerne entsprochen werden. In Beurteilung der dortigen Verhältnisse müssen wir — leider! — Ihnen durchaus zustimmen.

der Expedition: Stoffel: Nach Wunsch besorgt. — New York: Gesammelte Briefmarken Hamburger Halle 176 East 3 St. d. d. erb. — Rother v. der Vera: M. 13,60 Ab. Dk. erb. Weiteres hf. — F. Sch. Genf: Fr. — 45 f. Schf. erb. — G. Ebl.: Fr. 7,25 Ab. 4. Du. und Kassa. erb. — J. Dis. Chur: M. 8. — f. K. W. Schf. erb. Sdg. Gprrch. Spedit. — J. Rbr.: M. 6. — Ab. 4. Du. erb. — Gmll. Starte: Fr. 13. — a. Cto. Bräffel erb. Ihre sowohl als Dhm's Briefmarken sind eingetroffen. Letzter bereits früher quittirt. — A. B. Bern: Fr. 39. — Ab. 4. Du. in Baar u. Grrg. erb. — J. W. Sion: Fr. 2,60 f. Schf. erb. — Z. Kaufmann: Fr. 13,30 f. Schf. u. erb. R. Bild nur in Größe des R. H. Kalender als Holzschitt vorh. — B. I. IV.: M. 360. — a. Cto. Ab. u. Schf. erb. — Carlo: M. 50. — a. Cto. Ab. 3. u. 4. Du. erb. Adr. geordn. Weiteres betr. Rklr. notifizirt. — A. G. Hamburg: Fr. 5. — Ab. 4. Du. durch S. G. erb. — Der Alte vom Berge: Fr. — 25 Porto pr. Kgd. d. d. resituit. erb. — F. Drf. Biel: Fr. 4,60 Cto. Stigt. erb. Fr. 1,20 pr. Kgd. d. d. gutgeb. — H. J.: Fr. 2,20 Ab. 4. Du. erb. — C. Th. Sursee: Fr. 5. — a. Cto. Ab. erb. Lassen Sie's ruhig beim Alten. Gruf! — C. Schum. Gincin: Fr. 109. — a. Cto. erb. „Kapital“ vom Verleger längst annoncirt, aber noch nicht versandt. Will wahrscheinlich erst Bedarf abschondern und Auflage darnach richten. Weiteres abgebt. — Jmm.: Fr. — 30 für 1 Sd. erb. — Roland: M. 50. — a. Cto. erb. Das war aber ein Generalpaufe! Also mehr Ruft! — Rother in J.: M. 25,20 Abon. 4. Du. erb. — Vättig: \* Sie müssen ein vortreffliches Herz und einen sehr großen Geldbeutel haben, wenn es Sie so besonders freut, daß Kurbanoff dorten Fr. 50. — und Kleider erhielt. Aus Bräffel wird übrigens dieselbe Gabe gemeldet. Ob „Ihr dankbares Mitglied der Politik“ Ihrer Huld ebenso werth ist, als wir Ihres besonderen Tadels, darüber in nächster Nummer.

### Als vorzügliche Weihnachtsgeschenke

	Fr.	Cts.	M. Pf.
für Frauen und Mädchen empfehlen wir:			
<b>Bebel A.</b> , Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft	2	50	2 —
<b>Die Neue Welt</b> , Illustriertes Unterhaltungsblatt, 1876—82, brochirt pro Jahrgang komplet	6	—	4 80
<b>Deutscher Jugendschatz</b> , hübsch gebunden (enthält belehrende Bilder und Erzählungen)	—	80	1 —
<b>Edelsteine deutscher Dichtung</b> , Sammlung vorzüglicher Gedichte u. brochirt	1	—	80
— Dieselben in Prachtband (selbstkosten)	2	50	2 —
<b>Geib A.</b> , Gedichte und Deklamationen u. brochirt	—	40	— 35
<b>Hagenleber W.</b> , Erlebtes (Bilder aus Krieg und Frieden)	—	50	— 40
<b>Leben und Thaten des Kommune-Generals Dombrowski</b> , interessante Aufzeichnungen aus der Zeit des Kommune-Kampfes	1	—	80
<b>Otto-Walker</b> , Eine mittelalterliche Internationale, historische Novelle	1	—	80
— Allerhand Proletariat. Eine Hausgeschichte	—	70	— 55
— Rienzi Drama in 5 Aufzügen	—	40	— 35

..

### Für Kinder:

#### König Mammon und die Freibeit.

Sozialdemokratisches Bilderbuch mit Text.

Preis: 1 Fr. (80 Pf.) Porto extra.

Dasselbe ohne Text mit Bildern und Reimen: 60 Cts. (50 Pf.)

#### Der große Krach.

Ein Märchen für große und kleine Kinder von G. Schulze.

Preis:

Brochirt 30 Pf. (40 Cts.), gebunden 40 Pf. (50 Cts.)

..

Durch uns ist zu beziehen:

## Die Entwicklung der Eigentumsverhältnisse.

Von

Karl Frohne.

(354 Seiten, groß Oktav.)

Preis: 5 Franken — 4 Mark. Franko für Rabatt.

Expedition des „Sozialdemokrat“ Volksbuchhandlung Göttingen, Jülich.